

Albin Indergand [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Predigerkirche von der Semper-Terrasse aus. (Vor dem Turmbau). Originalzeichnung von S. Gattiker, Mischlikon.

✻ Albin Indergand. ✻

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

18. Kapitel.

Der Berg war gekommen. Seit Jahrhunderten mochten die Wasseradern in seinem Leibe gequollen sein, die heimlichen Quellen, die an dem scheinbar für alle Ewigkeit festen Berge gefressen hatten. Noch gestern hatten am Walbsaum oben, wo jetzt die zerplitterten Baumstämme gleich gebrochenen Lanzen in alle Queren standen, Schafe und Ziegen geweidet. Und vorgestern noch hatte der Sebastian Vorez, der Stannthal-Bauer, seine große Matte bebaut, die heute unter häuserhohem Schutt begraben lag. Daß der Gotteswall falle, der Rühlpfostock, daran hätte keiner geglaubt, keiner; eher an den eigenen Tod! Der Berg hatte nicht gestöhnt, kein Steinbröckeln, keine Risse und Spalten hatten sie gewarnt. Mit einem Schlag war er über sie gekommen, der furchtbare Berg.

Seit er gefallen war, war eine Nacht vorbei, eine fürchterliche und eine lange Nacht. Fackeln und Windlichter hatten die Stelle beleuchtet, auf der es zu früh dunkel geworden war, als daß die Anderhalbener die ganze Nacht dessen, was geschehen war, hätten erkennen können. Nun stand ein klarer, kühler Tag über den Trümmern auf. Die Luft, die von den Bergen wehte,

war rein und würzig und frisch. Die Matten erschienen von dunklerem Grün und die Tannen an den Hängen hoben die Kronen ins Licht. Am Rühlpfostock war eine gelbe, tiefe, häßliche Wunde. In dem Riß lag ein toter Strom braunen Erdbreichs mit Wellenkämmen und Wellenthälern gleich einer in grimmem Wüten erstarrten Flut. Wie Schiffmasten ragten die Tannenstämme aus dem Chaos auf, und je tiefer und näher dem Dorfe der gelbe Erbstrom lag, desto höher war er getürmt. Er bedeckte die Matten, er sperrte den Weg ins Mattenthal und den gen Süden ins Gebirge und reichte hinab bis an die braunfließende, tobende Reuß, in deren Bett mächtige Blöcke Ruhe gefunden hatten. Menschen lagen in dem toten Strom begraben, Mann, Weib und Kind, wie sie am Abend friedlich in ihren Hütten sitzen. In ihrer Hütten Trümmern lagen sie. Und in den Ställen lag ihr bischen Reichtum, ihr Vieh! Erschlagen vom Berg! Zehn Hütten und Ställe.

„Jesus Maria!“

„Maria und Joseph, welches Unglück!“

In den Anderhalbener Gassen war ein Hin und Her von Weibern und Kindern mit bleichen, übernächtigen

Gesichtern, denen die Lippen in Weinen und halbblauen Klagen zuckten. Da und dort, wo sie einander begegneten, schlugen sie die Hände verzweifelt ineinander oder legten sie über die brennenden Augen.

„Jesus Maria, welches Unglück!“ Was an Männern im Dorfe war, stand auf und an den Schuttbergen.

Von ob und nid dem Dorf waren die Nachbarn hergeeilt. Alle schafften sie mit Hacken und Spaten, siebrig, hastig, die Zähne verbissen. Zuweilen, wenn die Schaufel ein Trümmerstück bloßlegte, schüttelten sie den Kopf, als sei es nicht zu fassen, was sie da fanden; und keiner flennte.

Drei aber waren unter ihnen in Frieden beisammen, als sei es nie anders gewesen.

Dicht an der Straße, wo eine Schar sich eingrub in die Masse wüsten Schutts und die erste geborstene Hüttenmauer freilegte, stand der Präses, stand mit vom Luft gerührtem Haar und jede Sehne seines Leibes schien angespannt. Sein Gesicht hatte die alte Festigkeit und die alte, sichere Ruhe. An diesem Morgen, dessen Golbschein langsam über den Ramm der Spizliberge floß, galt kein Wort als das seine.

Unfern inmitten einer zweiten Schar von Gräbern schaffte ein eisengliederiger Bursch. Der war vor Stunden aus dem Mattenthal herabgestürzt, hatte den Schuttberg überflommen und sich unter die andern gemischt. Denen waren zur Stunde zwei starke Arme willkommen, mochten sie angehören, wem sie wollten. Sie wehrten dem Albin nicht. Wohl zuckte einer nach dem andern mitten im Graben und Schaufeln empor, wenn sein Blick erkennend auf den Buben fiel. Aber sie verloren kein Wort, keiner stieß den andern an, wie sie es sonst wohl gethan haben möchten. Sie beugten sich zu der schweren Arbeit zurück und duldeten den Verschnittenen. Der dritte, der unter ihnen stand, war der Pfarrherr. Und er war nicht nur geduldet, er war der, auf den sie alle wie um Trost zuweilen die Blicke richteten. So war es schon gewesen, als sie ihn heute bei Tagesanbruch mitten unter ihnen gefunden hatten. Ein Weib, das dem Tod entronnen war und dem Mann und Kinder unter den Trümmern lagen, hatte sich zuerst nach ihm hingewendet. Es mochte der Armseligen, die nicht Thränen noch Worte für das unsägliche Leid hatte, das über sie hereingebrochen war, aus seinen Augen wie ein Licht in die Nacht ihres Elendes geleuchtet haben. So war sie auf ihn zugewankt und hatte seine Hand mit ihren beiden umklammert. „Mein Gott, Pfarrherr, was ist nicht geschehen!“

Der Trostkundige hatte gewußt, daß dieses Elend zu mildern die schönsten Worte nicht nütze waren, die er je von der Kanzel herab geredet, daß der Name des Gotttrösters nicht hinreichte und nicht die Kunde vom

göttlichen Erbarmen, sondern daß er dem Weibe, das zu geben hatte, was an dem Menschen göttlich ist: daß sie den Elenden für verlorene Liebe von eigener Liebe zu geben vermögen. Er hatte den Arm sachte um den Leib des Weibes gelegt und hatte sie hinweggeführt bis dorthin, wo die Agatha stand, die mit Stärkung für die Männer herbeigeeilt war, hatte ihr statt der eigenen die Arme der starken Magd zur Stütze gegeben und hatte diese geheißt, die Willenlose nach dem Pfarrhause zu bringen.

„Halte die Hütte allen offen, die kommen wollen,“ hatte er die Agatha beschieden. Dann war er zu den Jammernden und von Schrecken Geschlagenen zurückgegangen, die mit dem wachsenden Lichte des Tages die Not wachsen sahen, die über Anderthalben hereingebrochen war. Und sie schienen alles dessen, was zwischen ihnen und dem Hochwürdigen geschehen war, völlig vergessen zu haben. Viele Hände griffen nach den seinigen, wie nach Heilands Händen.

„Welches Unglück,“ stammelten bleiche Weiberlippen. Die Männer stießen wohl ein: „Es ist schlimm gekommen“ hervor, wenn sie nicht schwiegen und nur stumm die Hand drückten, die er in die ihre legte. Jetzt ging er noch immer von einem zum andern, redete hier einem Arbeitenden zu und tröstete dort, und von dem Getränk, das die Agatha herbeigebracht hatte, teilte er einem jeden aus. Wo er einen der Graber und Schaufler rasten sah, stand er mit seinem Becher bei ihm und reichte ihm denselben. Sie nahmen dankbar, was er ihnen bot; nicht einer grollte; nur der Präses wies den Becher hastig zurück und meinte, daß dazu nicht Zeit sei. Gleich nachher zogen sie an der Stelle, wo er die Bauern leitete, den ersten Toten aus den Trümmern.

Von da an fanden sie Weg zu den verschütteten Hütten und während die Stunden vergingen, bargen sie Leiche um Leiche bis sie deren zehn gefunden hatten. Der Pfarrherr ließ sie alle nach dem Beinhaus auf den Kirchhügel tragen. Er schritt selbst einer jeden voran und sein Wesen war allbiezeit voll einer so großen ehrfurchtgebietenden Ergebenheit, daß ihn die Leute bestaunten, wie zu der Zeit, da er noch in aller Herzen gewesen war. Aber auch von dem Präses sagten sie: „Wie der schafft! Keiner ist wie der.“

Von dem Albin kein Wort! Der that seine Pflicht mit dem großen und stillen Eifer der Jugend.

Als der Morgen sich in den Mittag verlor, hatten die Bauern ein rüstiges Werk gethan, aber sie hatten nichts zu retten vermocht. Was sie an menschlichen und an ihrer Habe Nesten unter den Trümmern freilegten, war zerstört. Sie gruben einen Friedhof aus.

Die Sonne, die hoch über klaren Bergen stand, hatte wärmeren Glanz gewonnen. Der Tag lag hell und

freundlich mit einem milden Hauche über den grünen Matten und dem Dorfe und über der Trümmerstätte. Der Präses, der mit einer Anzahl Genossen die Schuttmasse erstiegen hatte, um zu einer Hütte, deren Dach aus dem Erdstrom ragte, zu gelangen, wurde von einem Burschen abgerufen. In der Straße stehe eine Magd, die ihn suche! Eine Weile ließ er in seiner Arbeit nicht nach. Dann hieß er die Bauern rüstig weiter schaffen, ergriff den Rock, den er bei Seite gelegt hatte und stieg über den Schutt zurück. Auf der Höhe der Massen verharrete er einen Augenblick um die ganze Unglücksstätte zu überblicken. Der Berg war noch immer lebendig. Erdbreich und Gestein bröckelten unablässig von seinem Raman und wie Schußschläge drang das Losbrechen der Steine zu den Arbeitenden hinunter. Eben, als der Präses hinaufspähte, kam ein dumpfes Donnern aus der Höhe, eine Rauchwolke verhüllte den Berg und über die Massen gefallenen Schutts ergoß sich ein neuer Strom. Das Volk in den Straßen schrie auf, Männer stoben von der Schuttstelle hinweg, aber der Präses, dem allein Gefahr drohte, that keinen Schritt. Er schien den Lauf der Schuttmasse bemessen zu wollen, ruhig stand er und ließ kein Auge von den hüpfenden Steinen und Blöcken, die ihm zueilten. Und er hatte wohl bemessen. Als das Poltern und Schlagen verstummte, hatte kein Stein seinen Standort erreicht. Er stieg der Straße zu. Jetzt hingen alle Blicke an ihm; wie der alten Eidgenossen einer stieg er über den Schutt herab. Barhaupt und nur in Hose und dem rauchlinnenen weißen Hemde. Die Sonne lag auf seinem ergrauenden Haar und seinem braunen Gesichte. Sie machte seinen schwarzen Bart glänzen, der zu der breiten Brust wie ein Schmuckstück paßte. Kraft lag in der Haltung der mächtigen Schultern und der ungesuchte Stolz und die Selbstsicherheit des Freien und Wackeren redeten aus der Art, wie er das Haupt auf diesen Schultern trug. Aber, gerade als er den Fuß auf die Straße setzte, fuhr er zusammen wie in plötzlichem leiblichem Schmerz. Die Lider sanken blitzähnlich über die Augen und hoben sich dann wieder. Dann war es als glitten sie unruhig und wie Ausflucht suchend bald hierhin, bald dorthin, während er mit gleichmäßigen Schritten der Magd, der Erine, die auf ihn wartete, entgegenging.

„Was ist?“ fragte er, noch ehe die auf ihn zukommende zu reden vermochte. Sein Blick ging über sie hinweg; seine Brauen waren gefaltet; es war, als stehe an seinen Schläfen ein Rot der Erregung.

„Ob Ihr nicht heimkommen könnt auf einen Augenblick, schickt mich die — Bäuerin! Es sei von Altorf eine Nachricht da, die Antwort verlangt.“

Die Magd sah den Meister an. Sie stand in sauberem Kleide hoch und schlank vor ihm. Ihre dunklen Augen leuchteten freier, als sonst Mägdeart.

Er vermied ihren Blick, sah neben sich und hinter sich, als besinne er sich noch, dann nickte er, wie plötzlich entschlossen, trat an ihr vorüber und schlug den Heimweg ein. Noch im Fortgehen rief er ein paar Bauern ein flüchtiges: „Ich bin bald zurück“ zu.

Die Magd holte ihn ein, es schien fast, als verschmähe sie es, hinter ihm zu schreiten und fürder gingen sie, an Gestalt wohl für einander gewachsen, Seite an Seite heimwärts.

Die an der Unglücksstätte verblieben waren, thaten ihre Arbeit weiter. Um die vierte Abendstunde kam die Heinrike, des Präses Tochter, mit einem Knecht geschritten. Sie trugen Brod und in zwei Holzkrügen Wein herbei. Das Mädchen stellte die Krüge in die Gasse und winkte den Arbeitenden. Da ruhte für eine kurze Weile die Arbeit. Einer rief den andern, bis sie in einem Kreis um die Heinrike standen. Der Albin war der letzte, der herantrat. Er wäre ganz weggeblieben, aber einer, der neben ihm geschafft hatte, hatte ihn angerufen.

„Komm, trinke mit uns. Hast es verdient wie wir.“ Daß er keinen erzürne, ging er.

Es war fast feierlich zu sehen, wie das Mädchen den Männern die beiden Becher füllte und reichte, die es mitgebracht hatte. Kein Scherzwort ging hin und zurück, wie sonst wohl, wenn eine den Männern zur Arbeit zu Trinken trägt. Die Männer waren von vielstündiger Arbeit erschöpft und nahmen mit schweigender Hast die Erquickung aus der Hand der Heinrike. Die milde Sonne leuchtete über ihnen, den rauhen Gesellen, die auf Schaufeln und Picken gelehnt standen und dem noch fast kindlichen Mädchen, das mit seinem zarten und schlanken Leibe sich in ihrer Mitte fremdartig ausnahm, obwohl es sich in nichts sonst von allen andern Weibern unterschied.

„Der Vater schickt mich“, sagte sie zu den ersten, die herantraten. „Ihr sollt euch stärken und nachher euch die schwere Arbeit nicht verdrießen lassen. Sobald er kann, wird er wieder hier sein.“

Dann begann sie zu kredenzen. Der Knecht senkte den Krug, sie hielt den Becher und wann er gefüllt war, gab sie ihn hin, einem nach dem andern. Jedem, dem sie ihn reichte, sah sie mit ihren klaren Augen frei und ernst ins Gesicht, und jeder, der den Trunk empfing, gab ihr den Blick zurück und sprach ein kurzes und stilles „Dank“ halb in sich hinein. Die Reihe kam spät an den Albin. Er war hinter anderen verborgen gestanden. Als diese zur Seite traten, um ihn trinken zu lassen, fielen die Augen des Mädchens zum ersten Mal auf den Jugendgenossen. Der gefüllte Becher zitterte leise in ihrer Hand, aber ihr Gesicht blieb still und ihr Blick begegnete dem seinen just wie er die andern getroffen hatte. Dem Albin war, als hätte er die Züge der Heinrike lange Jahre nicht gesehen, seine Augen hingen an den edlen Linien, an der weißen, wölbigen

und freien Stirn, und als er den Becher aus ihrer Hand nahm, vergaß er den Dank. Aber er hatte den Kopf wider Willen in scheuem Gruße gesenkt. Den Becher zurückgebend, streiften seine Finger die ihren; da sah er in ihren Augen einen freundlichen Schein, und es wallte ihm warm im Herzen.

Noch hatte die Heinrike dem Orte nicht den Rücken gewendet, als der Präses hastigen Ganges zurückkam. Er schüttelte widerwillig den Kopf, als einer ihm für die gesandte Erquickung danken wollte, und begann wieder zu schaffen, ihnen mit rastlosen Pickelschlägen voraneifernd.

Dann gruben die Anderhalbener denselben Tag und die nachfolgende Nacht in den Trümmern. Erst, als sie wußten, daß nichts Lebendiges zu retten und nichts Totes mehr zu bergen war, kehrte jeder zu seiner Hütte zurück.

Allmählig begann die Erregung zu verebben und wurde der Anblick der Trümmer, der in ihren Augen Grausen geweckt hatte, zur Alltäglichkeit. Das Leben war wieder, wie es vordem gewesen war, nur daß einige weniger waren, die es lebten und andere es ärmer neu begannen. Diese lebten wußten den Präses zu rühmen, durch dessen Willen es geschah, daß die Gemeinde in Frohndienst die verschütteten Matten säuberte und die Hütten wieder aufbaute. Aber sie redeten auch von dem Pfarrherrn Gutes und erzählten, daß er, eine Tasche um die Brust gelegt, ins Thalland reise und so beweglich das Elend der Gemeinde zu schildern wisse, daß reiche Spenden ihm für diese zuflössen.

Daß die Not und der Tod, die von dem einen Berge über das Dorf gekommen waren, vielleicht schon wieder an der Halde eines andern lauerten, diesen Gedanken, dem ein Weib im Schrecken der ersten Tage Wort gegeben hatte, den hatten die Felsummauerten längst wieder vergessen.

„Wie sollen wir hier wohnen bleiben,“ hatte das Weib in seiner Verzweiflung geschrien, „wenn die Steine nicht mehr fest sind! Was soll noch halten, wenn die Berge stürzen?“

Einige hatten an den Bergen aufgeblickt, schmerzlich und vorwurfsvoll, wie man einen ansieht, der ein großes Vertrauen getäuscht hat. Aber aus ihrem Bereich gezogen wäre keiner.

19. Kapitel.

Auf dem Bergsturzgebiet wuchs das Gras, hatten Büsche Wurzel geschlagen und gediehen genügsame Eschen und Lärchen. Die Ziegen von Anderhalben weideten dort, und die Kinder des Dorfes gingen ihre Körbe dort mit Erdbeeren und Heidelbeeren füllen. Die Fruchtbarkeit ist größer als das Verwelken, größer das

Leben als der Tod! Die Zeit streicht über die Wunden am Erbleibe, über die Stätten des Unglücks und die Grüste der Gestorbenen wie eine sanfte Hand über Falten in eines Menschen Gesicht; und die nachher kommen, die wissen nicht mehr, was gewesen ist.

Vier Jahre hatten genügt, die Spuren des Unglücks zu verwischen. Sonst hatten sie zu Anderhalben wenig geändert. Der Hügel, auf dem die Kirche stand, war um ein paar Kreuzlein reicher, in den Hütten hatte da und dort ein Menschlein die Augen aufgeschlagen, in ein ärmlich Dasein den ersten Blick zu thun, ein wenig Liebe war da und dort geblieben, ein wenig Haß und Neid daneben aufgewuchert, aber im Grunde — stieg einer zum Kirchhügel hinauf, so lag unter ihm das Dorf um kein Haus reicher.

Und wollte er es wissen: der Präses zu Anderhalben hieß noch Johann Karl Zumbinnen und war der erste Mann im Ort, nicht nur dem Namen nach. Neben ihm hatte nur einer Platz, der Pfarrherr. Dieser hatte just das neunte der Amtsjahre zu Anderhalben angetreten. Auch er war derselbe noch, ob zwar vor vier Jahren ein arger Sturm gewesen war, der ihn hinweg zu fegen gedroht hatte. Das Getriebe des Lebens überstürzt sich wie die Wasser des Bergbaches, größere Dinge verschlingen die kleineren wie eine Welle die andere trinkt. Das Unglück, das damals über Anderhalben gekommen war, hatte die Gedanken der Dörfler von den Aergernissen abgelenkt, die ihnen einzelne gegeben. Als sie Muße hatten, sich ihrer wieder zu erinnern, waren die, die hätten verjagt werden sollen, heimisch unter ihnen, und sie waren nicht ungerecht genug, die lekttern aus Gründen zu verweisen, die nicht mehr gültig waren. Vor allem den Pfarrherrn nicht, der ihnen in einem einzigen Tage mehr Gutes gethan, als sie je Widriges oder Ungutes von seinen Händen empfangen. Von dem, was ihm angedroht worden, war kein Wort mehr gesprochen worden, vielleicht daß sie die Hütte um diese Zeit nur tiefer zogen, wenn sie dem Hochwürdigen begegneten.

Mit einem andern noch war es gegangen, wie es alleweil geht, wenn der erste und schwerste Sturm der Feindschaft sich legt; der Albin Andergand wurde in den Gemeindegrenzen geduldet. Zuerst hatten sie auf ihn vergessen, völlig vergessen, denn er war ihren Blicken entzogen, wo er wohnte, und kam nie ins Dorf. Als sie später sahen, daß der Pfarrherr öfters seinen Weg nach der Steinwandhütte nahm, erinnerten sie sich freilich dessen, der dort wohnte. Aber wie der Pfarrherr vorausgesagt hatte, das arme Gut hatte einen bösen Ruf, und selbst die, die dem Andergand-Albin das Schlimmste gönnten, sprachen nicht mehr davon ihn zu verjagen, sagten nur: „Sehen wollen wir, wie lange er's treibt da oben.“



Der Erbprinz.
Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel.

Im zweiten Jahre darnach schon wurde das „Schaffen thut er“ unter den Dörflern laut, das der Pfarrherr dem Steinwändler vorausgesagt hatte. Denn der Albin arbeitete.

Nun es ins vierte Jahr ging, geschah es schon, daß, wo der Einsame von der Steinwand in Wald oder auf Alpgrund einem aus Anderthalben begegnete, der ihm Wort und Gruß gönnte, wie karges Wort und kurzer Gruß derorts zwischen Bauern ging.

Der Albin sah, daß er Boden faßte, wo er ihm früher verwehrt gewesen. Aber weil er nicht ungeduldig gewesen war, erstaunte er nicht darob. Seit er seinen eigenen Grund hatte, den er bebaute, war er ein anderer geworden. Alle Unruhe und Wildheit schien von ihm genommen. — „Es ist, als ob die raue und reine Luft, die um seine hohe Behausung streicht, ihm den Brauskopf kühlt und ihn läuterte,“ sagte sich der Pfarrherr manchmal, wenn er bei seinem Schützling gewesen war. Er suchte den Weg nach der verlorenen Hütte oft und mit jedem Male, da er ihn that, kehrte er froher zurück.

Zu der Hütte führte ein schmaler, verlorener Pfad, der jenseits des Baches von dem Mattener Weg abzweigend, an der schroffen und waldigen Berghalbe emporstieg. Wo er je aus dem Schatten der dunkeln Stämme trat, gähnte zu seiner Rechten der Abgrund und das Zischen des Mattenbachwassers drang lauter zu ihm empor. In der Nähe der Steinwandhütte wurde der Wald so dicht, daß im Sommer die grünen Nadelkronen der Lärchen sich über dem Weg schlossen und Farrenkraut und Buschwerk überhieng ihn, so daß der Fuß Mühe hatte, hindurch zu schreiten. Es war für den Pfarrherrn allezeit eine Erquickung, an einem hellen Tag den Weg zu gehen. Er schien ihm eine Reise aus seiner eigenen in eine neue und frischere Welt. Die hundert Stimmen des Waldes waren zu seiner Seite laut, die nur das lauschende Ohr vernimmt, die unendlich feinen Stimmen, in denen das Leben zwischen Moosen und Buschwerk redet. Das Ricken und Rauschen der Farren, das Käfersummen, das Zirpen im Moos und hoch in den Nadelkronen das Atmen des Windes. Die Sonnen gere zuckten durch das leuchtende Zweigwerk und zerbrachen an den Nadeln und Nestern in gleißenden Lichtscherben. Wo aber je der Wald zu einem Thore sich aufthat und dem Blick Thal und Berge zu überschauen gönnte, war Auslug auf eine wundersame und reiche Gotteswelt. Die wuchs an Schönheit, je höher der Wanderer stieg. Die grünen Almen traten gleich sonnenatmenden Brüsten immer breiter und wölbiger hervor. Unter ihnen stand der dunkle Wald, ob ihnen, ihre weißen, ewigen Wälle und Grenzen, schienen die Firne in Gold und Glanz. Plötzlich aber, fast schreckhaft plötzlich hörte

der Wald auf, wo das Steinwandgut begann. Da lag alle Goldpracht, die um Almen und Firne gegossen war, gleichermaßen auf die einsame Bergmatte gesenkt. Den aus dem Walddunkel Treten den blendete das reiche Licht die Augen, aber die heißeste Sonnenglut strich nur wie warmer Hauch ihm über Scheitel und Wangen, denn so hoch und lustig lag die Matte und so von Bäumen gegürtet, daß eine leise Kühle allezeit ihr entstieg. Und da stand dem Berg zunächst, gleichsam in seiner Hut sich bergend, die Hütte des Albin. Wenn der Pfarrherr auf die Matte trat, suchten seine Blicke den jungen Bauern, denn er war immer daheim oder doch nahe. Und war immer an der Arbeit.

Der Albin war auch an Gestalt zum Manne geworden. Er war herangewachsen, wie es der Pfarrherr erwartet hatte. Zu Anderthalben war außer dem Präses keiner, der sich mit dem Burschen an Schönheit und Kraft des Wuchses maß. Wenn er ihn die Art oder die Haue schwingend traf, blieb der Pfarrherr stehen und belauschte den Arbeitenden, denn er erschien ihm alsdann wie ein Kriegermann. Und die unruhige Zeit gebot, daß jetzt jeder Bauer sich bereithielt, zum Kriegermann zu werden. Da stand er breitschultrig und hoch, die nackten Arme schienen rostbraun wider das weiße Linnen der Hemdärmel, an ihnen wie an der ganzen Gestalt schwellen beim Arbeiten die Muskeln an und ab, als griffen Eisengleiche unter der Haut ineinander. Die Brust war hochgewölbt; wenn ein leiser Luft das Hemdlinnen hob, verriet sich auch auf ihr die Wetterfarbe der Arme und sie hob sich mächtig in tiefen und ruhigen Atemzügen. Das Gesicht war nicht länger schmal, es war knochiger geworden und die Blässe des Knaben hatte sich in männliches Dunkel gewandelt. Noch immer ruhten die Lippen des festen Mundes scharf auf einander und kein Bart verbarg noch den scharfen Schnitt der Züge. Aber unter dem dunklen, welligen Haar leuchtete die Stirn fast kühner und weißer denn früher, und dem Albin unbewußt schoß inmitten harten Schaffens zuweilen ein Blitz aus den schwarzgrauen Augen, der wie ein Aufflammen verborgenen Feuers war. Der Blick allein noch verriet das Ungestim, das in der Seele des Knaben gewesen war. Und wenn der Pfarrherr dem Strahl seiner Augen begegnete, wurde immer die alte Frage laut in ihm: Wird er nicht noch empor fahren, über alle andern?

Zur Zeit schien kein Ehrgeiz in des Albin Seele zu brennen; er schien voll tiefer und wunschloser Zufriedenheit. Es war eine Bank, die er selber gezimmert hatte, vor seiner Hütte; auf dieser pflegten sie sich Seite an Seite niederzulassen, wenn der Pfarrherr ihn besuchte und pflegten Nahes und Fernes, Vergangenes und Künftiges zu besprechen. Das erste, wovon der Albin

begann, war immer: Seht, dies habe ich geschafft, seht, jenes gebessert. Die Freude leuchtete in seinem Gesichte, wenn er auf seine weiß und neu schimmernde Hütte, auf das fette Mattland, auf Wald und Acker wies.

Einmal in der Mitte eines ihrer Gespräche kam ihm ein Geständnis über die Lippen, das bewies, wie er in seinem Innern nicht läßig und gleichgültig wurde.

„Eines muß ich Euch sagen,“ stieß er mit heißen Wangen plötzlich hervor: „Es quält mich und ich kann es nicht überwinden. Ihr habt mich der Sünde ledig gesprochen, aber den Fleck in meinem Leben könnt Ihr nicht auslöschen. Das muß ich thun und — und ich thue nichts dazu!“

„Thust du es nicht mit jedem Tage, den du hier verlebst?“ erwiderte der Pfarrherr.

Der Albin versank in ein langes Schweigen und begann alsdann von anderem zu reden. Aber der Pfarrherr wußte, daß er nicht befriedigt war.

Oft, ja bei jedem Zusammentreffen und je häufiger je mehr die Zeiten voll Unruhe und Gefahr wurden, pflegten sie ihre Rede auf die Geschichte der Eidgenossenschaft und ihrer engeren und engsten Heimat zu bringen.

Die jungvergangenen Jahre hatten in den großen Reichen Europas große Wandlungen gebracht, sie in ihren Grundfesten erschüttert; das kleine Land, die Eidgenossenschaft, war wie ein morscher Bau, der in allen Fugen ächzte. In Frankreich war das Meer des Unfriedens, dessen Fluten seit Jahren gewachsen waren, höher und höher gestiegen, über die Ufer gequollen und schlug an die Grenzen der Nachbarländer. Und schon erstand der Mann, der diese Fluten zu lenken verstehen sollte, daß sie ihm zur Strafe wurden durch Europa, hin bis ins Herz des mächtigen russischen Reichs. Schon war der Name Bonaparte auf den Lippen von Tausenden und hatte Klang selbst im Lande Uri.

Auf der Bank an der Steinwandhütte saßen die Zwei, die nicht im Räte der Großen, nicht einmal im Räte der Kleinen zu Anderthalben mitredeten, aber sie hatten beide einen klaren und scharfen Sinn und ihre Herzen schlugen für das Land, das ihnen Heimat war. So waren sie seit langem der schweren Wetterwolken gewahr geworden, die aus Westen sich heranwälzten. Sie berieten und planten, als hätten sie für Land und Volk zu denken. Und die Klage fiel immer wieder von ihren Lippen: „Daß dieser Zeit kein Mann erstehen will!“

„Unser Land,“ sprach der Pfarrherr schmerzlich, „ist wie ein von der Sonne zersprengter Stamm. Es kommt keiner, der den bindenden Eisenreif darum schlägt. So muß Splitter um Splitter springen, bis der Stamm in Stücke gespalten ist.“

Und Splitter um Splitter sprang. Die Schweizer-

kantone nahmen die ihnen von der französischen Republik aufgedrungene Verfassung an, die meisten freiwillig, vier nur nach hartem Kampf.

Die Zeit rückte heran, da auch Uri sich entschließen sollte, ob es gutwillig dem Beispiel der Verbündeten zu folgen oder aber seiner Freiheit eingedenk, allen Einschränkungen derselben Gewalt entgegenzusetzen meine.

Auf den 5. Mai 1798 war eine Landsgemeinde berufen! Wie Harsthornruf war die Kunde bis zur höchsten Alpehütte gedrungen und der vorhergehende Tag war wie ein Feiertag in den Dörfern. Am Morgarten, an der Rigi und auf dem Ruffiberg kämpften die Schwyzer gegen die Welschen, eine Schar Urner war ihnen zu Hülfe gezogen; durch die Urnerthäler ging die Kunde, daß zu Altorf und in Regierungskreisen die Meinungen einer friedlichen Unterwerfung günstig seien. Das mißfiel den Bergbauern; vom Morgen zum Abend war in den Dörfern erregtes Reden und derbes Fluchen: daß der Teufel den Unterdrücker hole!

Es war an diesem Tage, daß der Pfarrherr, der lange mit dem Präses zusammengesessen und beraten hatte, in die Straße von Anderthalben hinaus trat, wo die Männer in Knäueln zusammenstanden, die Weiber über ihrer Männer Schultern blickten und die raschen Worte wie Pfeile schwirrten. Der Hochwürdige ging langsam von Gruppe zu Gruppe. Wo er hintrat, verstummte für kurze Zeit das laute und erregte Durcheinanderreden und seine ruhige Stimme fand Gehör: „Behaltet die Köpfe kühl. Redet morgen zu Böcklingen! Jetzt gehet jeder nach seiner Hütte, seht euch in euren vier Wänden um, zählt euer Hab und Gut und alles, was euch lieb ist und fragt euch, was klüger ist, der Friede, der gedeihen läßt, oder der Krieg, der niederreißt.“

Er sagte nichts weiter. Als er der Reihe nach zu allen gesprochen hatte, ging er still hinweg und nahm den Weg aus dem Dorf und ins Mattenthal.

Seine Worte hatten Eindruck gemacht. Hier und dort zog ein Weib ihren Mann bei Seite, sprach ihm zu und wußte ihn mit sich zu nehmen. Aber der Pfarrherr hatte das Dorf noch kaum hinter sich, als der Präses aus seinem Hause kam. Er war erregt; rote Flecken brannten in seinem faltig und fahler werdenden Gesicht dort, wo die Augensäcke wie kleine Hügel standen. Die Männer strömten ihm zu, als sie ihn sahen. Da sprudelte er heraus: „Eben hat mir's der Pfarrherr zugetragen. Doch Frieden machen wollen sie, die Regierungsmannen. Aber ich meine, wir reden da morgen auch noch ein Wörtlein mit.“

„Ja, und das reden wir,“ kam ihm das Echo aus der Mitte der ihn umschlossen Haltenden. Dann hielten sie mitten in der Straße eine erregte Vorgemeinde. Der Präses ragte wie ein Baum inmitten derer, die

er mit scharfer Rede mit sich forttrieb. Ein jugendliches Feuer sprühte aus seinen Augen, die Aunderhaldener hatten den klugen und seine Worte messenden Mann noch nie so erregt und hastig gesehen; gerade das riß sie fort. Es war auch nicht ein einziger unter ihnen, der erriet, wie etwas anderes noch als die Sorge um das Geschick des Landes sein Innerstes aufwühlte und daß ihm die Stürme von außen willkommen waren, um die seines Innern zu verbergen.

Indessen war der Pfarrherr seines Weges fürbaß gestiegen. Der Tag war warm und der Föhn hatte den Pfad trocken gelegt; nur zwischen den Tannen schimmerten noch einzelne weiße, nadelüberstreute Schneeflecken. Die Sonne stand hinter grauen Schleiern, ihr Glanz lag nur wie ein goldiger Hauch über den Wäldern und Bergen. Ueber dem Susten stand eine Wolkenmauer, als wäre der schwarze Berg selber himmelan gewachsen und stände als tragende Säule unter dem grauen Gewölbe.

Als er am Kreuz vorübergekommen war, meinte der Pfarrherr, den Albin auf seiner Bank sitzen zu sehen, er winkte hinüber, aber es kam ihm keine Antwort. Er verwunderte sich darob; denn des Burschen Auge war scharf. Aber als er eine geraume Weile darnach die Stelle im Walde erreichte, von der aus er die Steinwandhütte erblickte, sah er, daß der Albin für nichts Auge und Ohr hatte, als für eine Arbeit, die er eben that. Er saß auf der Bank und hielt ein Gewehr in den Händen, an das er just die letzten Teile schraubte. Der Pfarrherr verhielt den Schritt, der glühende Eifer, der aus dem Gesichte des Jünglings sprach, kannte ihn. Jetzt erhob sich der Albin, stieß eine Kugel in den Lauf, hob mehrmals zielend das Gewehr, als übe er sich im Handhaben der Waffe, dann schweifte sein Blick suchend in die Luft. Sie war still und leer, aber zu seinen Häupten ging das Gefrächze der Bergkrähen, die in einem Schwarme über dem Walde kreisten. Sie flatterten auf eine Felsnadel nieder, die über die Tannen sich erhob. Der Albin sah hinauf. Wie ein schwarzer Punkt saß einer der Vögel zu oberst auf dem Steine. Das Ziel war unsicher; aber jener riß ungeduldig das Gewehr auf und an die Wange. Dann krachte der Schuß; die Wände warfen den Laut in langem Grollen wider, das Kreischen der Krähen scholl dazwischen, sie fuhren rings aus dem Walde auf; die auf dem Steine war zwischen die Stämme gefallen.

Der Pfarrherr trat aus dem Walde. Auf seinen Gruß wandte der Albin sich um.

„Krähenjagd,“ sagte er, den Mund in herbem Spott verzogen; der Mangel eines andern Zieles hatte seinen Anmut geweckt.

„Du hast nicht zu schießen verlernt,“ sagte der Pfarrherr.

Da fuhr sich der Andere über die Stirn. „Das ist, was ich wissen wollte. Es könnten Zeiten kommen, da einem das bißchen Kunst von Nöten wäre. Habt Ihr Nachricht, wie die Dinge zu Altorf stehen?“ Die Frage war ihm hastig über die Lippen gesprudelt.

Der Pfarrherr legte die Hand auf seinen Arm: „Friedlich, Bub,“ sagte er. „Wenn mich nicht alles täuscht, halten die Klugen den Brausköpfen zum mindesten die Wage.“

„Das wünscht Ihr selber nicht,“ fuhr der Albin auf. „Gewiß!“

„Aber — waret Ihr nicht der Meinung, daß ein ehrenvoller Untergang“ — —

„Vor Wochen noch, ja,“ unterbrach ihn der Pfarrherr, „jetzt ist es zu spät. Zug und Schwyz sind allein verblutet, für Uri bliebe kein anderes Schicksal!“

Der Albin biß die Lippen zusammen und wendete sich ab. Seine Stirne war gefaltet. Er machte sich darnach mit seinem Gewehre zu schaffen. Als der Pfarrherr zu ihm sprach, gab er kurzen, grollenden Bescheid. Dann sagte er aufflammend: „Ich bin nicht Eurer Meinung! Wenn hier zu Land nicht lauter Schlafmützen und Feiglinge sind, so redet die Landsgemeinde morgen nicht von Frieden.“

„Willst du hinab?“ fragte der Hochwürdige unvermittelt.

Flammen schlugen dem Albin ins Gesicht. Er reckte sich und hob wie zum Ringen die Arme. „Wenn ich könnte! Herrgott! Wenn ich könnte! Ich brauchte die Worte nicht erst zu lernen, die ich ihnen sagen wollte.“

„Warum sollst du nicht können?“ fragte der Pfarrherr.

Da sah jener ihn an und seine Lippen zuckten: „Einmal haben sie mich fortgeschickt. Wißt Ihr, vom Schießstand drunten. Ich lüge mir nichts vor, es ginge diesmal nicht anders. Wer sollte zu Böglingen auf den Schuldenbauern hören, der von der Steinwand kommt!“

Der Pfarrherr neigte den Kopf. „Du hast Recht!“ Und halb für sich fügte er hinzu: „Deine Zeit ist noch nicht da.“

Der Albin nahm die Worte auf: „Aber wenn sie Krieg beschließen, kommt meine Zeit! Da wird keiner mehr gefragt, wo er herkommt! — Das Gewehr, es ist dem Vater seines — es hat manchen unrechten Schuß gethan. Es und ich, wir haben viel gut zu machen. Aber, wenn sie nur nicht vom Frieden reden — vom feigen Frieden! Wenn sie nur ausziehen, nur einmal draußen sind! Ein paar will ich schon finden, die denken wie ich, und, Herrgott, wecken wollen wir die Anderen, die Bedächtigen, die Kengstlichen! Wecken wollen wir



Der Donner.

Radierung von H. Gattiker, Rüschlikon (Zürich).

sie! Das ist doch nur, was sie brauchen, ein paar, die vorangehen und sich vor dem Sterben nicht fürchten!"

Der Pfarrherr war zurückgetreten. Mit heimlich leuchtenden Augen staunte er den Albin an, von dessen Mund die Worte sprangen, wie ein Sprudelquell. Er war emporgewachsen, eine seltsame Größe loderte plötzlich aus seinen Blicken. Da wußte der Pfarrherr, daß in Erfüllung ging, was er lange gehofft hatte, daß die Kraft, die in diesem Menschen lag, alle Sehnen seines Leibes spannte, und daß sein Sinn nicht mehr gefangen war. Dennoch mahnte er auch jetzt noch mit vor Erregung leiser Stimme: „Halt an dich, Bub! Geduld ist jetzt in Uri mehr von Nöten als Eifer.“

Das Feuer erlosch in des Albin Augen. Er sah

den Hochwürdigen fast traurig an: „Warum habt Ihr Eure Meinung so geändert?“

Der Pfarrherr legte den Arm um seine Schulter: „Wir zwei ändern es doch nicht, was morgen zu Altdorf geschieht. Und so wie so, es wird seine guten und schlimmen Seiten haben.“

Darnach ließen sie sich auf der Bank nieder, versetzten in ruhiges Gespräch und saßen lange beisammen. Aber als der Pfarrer sich verabschiedete, sagte der Albin: „Gebt mir ein Zeichen, was die Landsgemeinde beschlossen hat.“

„Ich will am Kreuzbühl ein Tuch schwenken, ein weißes für den Frieden, ein rotes für den Krieg.“ Damit ging der Hochwürdige.

(Fortsetzung folgt).

✻ Sascha. ✻

Von Eugen Hemberg. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedr. v. Käncl.

(Schluß).

Nach dem Mittag löste sich die Jagdgesellschaft auf, mit der Erklärung, daß der Tag ein froher gewesen sei.

Sascha und ich fuhren nebst den beiden Waldhütern und in geliehenen Schapselzen nach dem Dorfe, in welchem unsere Hunde einquartiert waren. Der Wärg lag im hintern Schlitten und auf dem Körper des erstern tronten die beiden Zwane.

Drüben im Dorfe ging es fröhlich zu, denn dort wurde in Saus und Braus eine Hochzeit gefeiert. Da die Verwandtschaft zwischen den Einwohnern russischer Dörfer groß und allgemein zu sein pflegt, so befand sich fast die ganze Dorfjugend im Gemeinshause, dem sogenannten „Kontora“, das zur Feier der Hochzeit geöffnet worden war.

Die Gastfreiheit des russischen Bauers verleugnet sich nie, am allerwenigsten bei einem Wasbnik (Fest). Bei unserm Vorüberfahren an dem kleinen schönen Hause kamen Brauteleute und Gäste herausgesprungen und umringten die Schlitten „Sdráwstuije Gospadá (guten Tag, Herren)“ riefen sie im Chorus. „Sascha Swanowitsch und sein schwedischer Freund dürfen nicht an unserem Fest vorüberfahren.“ Jetzt trat der Bräutigam an den Schlitten, in jeder Hand einen zierlich aus Lindenholz geschnittenen Krug mit Met gefüllt, haltend. „Trinken Sie auf unser Wohl, Gospada“, sagte er, „und wenn Sie getrunken haben, so treten Sie ein und nehmen an unserem Feste teil und tanzen nachher eine schwindelnde Kammarinsaja mit unsern schönen Mädchen.“ Das Anerbieten war wirklich verlockend. Unsere Stiefel und Strümpfe waren naß nach dem Waten im Schnee und in dem gebrechlichen Schlitten machte sich die Kälte schon recht fühlbar.

Sascha und ich wußten uns selbst zu helfen und waren niemandem Rechenschaft schuldig; ja, wir befanden uns beide in der glücklichen Lage, bei unserer Heimkehr nicht einmal den Anfangsbuchstaben einer wohl durchdachten Gardinenpredigt zu riskieren.

„Macht es Dir Vergnügen, einer russischen Bauernhochzeit beizuwohnen und eine Festnacht unter russischen Muschits zu verbringen?“ fragte er mich in französischer Sprache.

„Ja, gewiß ist eine solche Gelegenheit willkommen,“ war meine Antwort. „Wir, ein paar starke Männer, werden trotz einer dreitägigen Bärenjagd eine Nacht im Tanz mit russischen Däwizi (jungen Mädchen) aushalten können.“

Und wir machten Halt, wurden in den reichgeschmückten Kontorsaal geführt und von der gepugten Braut, dem Ältesten und dem Kommunalrat (Sengstvá), vom Popen, dem Schreiber und den andern Honoratioren empfangen. Die schönen Nationaltrachten gewährten einen fesselnden und malerischen Anblick.

Die Männer trugen karmoisinrote Hemden, deren Schoß unter der dunklen Weste herausging und den oberen Teil der weiten schwarzen Sammethosen bedeckte. An den Füßen trugen

sie hohe gefaltete Stiefel und auf dem Kopf eine runde schirmlose Mütze, rings herum mit den schimmernden Augen der Pfauenfedern bedeckt.

Die Tracht der Mädchen war besonders schön und ansprechend. Sie trugen rote oder blaue dicht anliegende Sarafane mit weißen, in altnordischem Stil gehaltenen, reichen Stickereien. Die weißen leinenen Ärmel ließen den untern Teil des Armes bloß und waren an den Schultern mit eigentümlichen, durchbrochenen Hohlnahtstickereien verziert, welche die schöne Rundung der Schultern durchblicken ließ. Um den Hals hingen schwere Halsbänder von vielfarbigen Perlen, die mit kleineren um den bloßen Hals begannen und in größeren endigten, die auf die Brust herabreichten. Die Unverheirateten trugen das Haar in zwei Zöpfe geflochten, die über den Rücken hinabgingen, die Verheirateten dagegen aufgebunden, aber mit einem über die Stirne gehenden, goldgestickten, zollbreiten Band geschmückt. An Gaben Gottes war reicher Ueberfluß, zivilisierte Speisen, barbarische Speisen, und an Getränken Wodka, Biva, nebst jenem vortrefflichen Met, dessen Brauart durch skandinavische Wikinger und Eroberer in Rußland eingeführt wurde und die sich seither unter dem russischen Volke erhalten hat.

Musik und Tanz hatten seit Stunden fortgedauert. Der Russe ist ein passionierter Freund von Spiel und Gesang und singt bei allen möglichen Gelegenheiten. Der Bauer singt hinter dem Pfluge, der Handwerker bei seiner Arbeit. Im Bivouak und Jagdlager, wenn die Balkenpfosten als Baugrund in die Erde gerammt werden oder die schwer beladene Warke von fünfzig Mann an der Troste den Fluß hinaufgezogen wird, tönt Gesang. Meist wird derselbe von einem sogenannten Vorsinger mit guter Stimme geleitet, worauf die andern in den Refrain einstimmen.

Jetzt schließt der Tanz, die Gesellschaft gruppiert sich paarweise ringsum in dem geräumigen Saal. Auf den leeren Platz mitten im Raum tritt ein Vorsinger, ein junger fecker Maltshil (Jungbursche). In seiner Hand hält er ein Saiteninstrument von tatarischem Ursprung, am meisten einer Laute gleichend, doch mit dreieckigem statt ovalem Gerippe. Dieses Instrument wird Balalaika genannt. Er nimmt nun eine dramatische Stellung ein, schlägt einen Akkord an und beginnt folgende in Volkstakt gehende Strophe zu singen:

„In unser Stadt ist alles prächtig — doch ach der Straßen Schmutz und Kot!“

Und die ganze Gesellschaft stimmt im Chorus den Refrain an:

Das ist Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit, das ist helle Wahrheit das.

* * *